

we“) arbeitete darum unter der Leitung des Immenseer Missionars Josef Lenherr, der sich auch als Anreger afrikanischer Kirchenmusik einen Namen gemacht hat, in den Weihegottesdienst des ersten afrikanischen Diözesanbischofs, Tobias W. Chiginya, Elemente der traditionellen Häuptlingseinssetzung ein, die dem Afrikaner geläufig sind. Dadurch wurde bildhaft ausgedrückt, daß der Bischof der geistliche „Häuptling“ – Oberhirte – der Gläubigen des Bistums ist. Am 30. April 1977 strömten 10.000 Shonas im Fußballstadion der afrikanischen Satellitenstadt M’Koba bei Gwelo zusammen. Hauptkonsekrator war der bisherige Bischof, Msgr. Alois Häne SMB. Die drei Stunden dauernde Bischofsweihe hatte ein ausgesprochen afrikanisches Gepräge. Der Thron des neuen Bischofs war mit einem Tierfell bedeckt, was nur den Häuptlingen zusteht. In den afrikanischen Familien ist es das Recht und die Aufgabe der „Vatete“ – der väterlichen Tante –, die Ahnen der Familie anzurufen. So geschah es auch hier: Bei der Allerheiligenlitanei rief die „Vatete“ des Bischofs die Ahnen um Fürbitte für den Weihekandidaten an (der aus einer seit Generationen katholischen Familie des Chilimanzi-Gebietes stammt). Bei einer Häuptlingseinssetzung kommt der Stammesversammlung und dem Rat der Ältesten eine wichtige Rolle zu. So wurde nun auch der Bischofskandidat vom Vorsteher des diözesanen Laienrates dem Vorsteher des Priesterrates „präsentiert“, der seinerseits dem Hauptkonsekrator die Bitte um die Weihe von Tobias W. Chiginya vortrug. Vertreter der Priester, Brüder, Schwestern und der verschiedenen Laienorganisationen sprachen die Fürbitten und bildeten die Gabenprozession. Sie überbrachten dem Hauptkonsekrator dabei auch die Insignien des neuen Bischofs. Nach Abschluß der Zeremonien gab gemäß afrikanischer Sitte ein Sprecher die Gaben jeder Pfarrei bekannt. Das Wappen von Bischof Chiginya illustriert dessen Wahlspruch „Vita et Veritas“ durch Symbole der Shonas: eine Pflanze (vita) und eine vom Speer durchstochene Schlange (veritas). Zudem zeigt das Wappen den Klan-Namen des Bischofs, nämlich den Kopf eines Stieres.

Improvisierte Regenprozession mit Konsequenzen

Hans Egli, ein unter dem Ureinwohnerstamm der Puyuma in der Region Taitung (Taiwan/Formosa) wirkender Immenseer Missionar (er war früher in Nordjapan tätig), schreibt:

„Vor Wochen schlug ich im Gespräch mit Christen so nebenbei vor, wir könnten mit den Heiden zusammen die jährliche Prozession nach Revoqan gestalten.“

Revoqan ist der prähistorische Landeplatz der Puyuma, etwas südlich von San-ho. Auch meinte ich, könnten wir Christen in Anlehnung an den heidnischen Brauch unsere Regenprozession dorthin machen, in diesem Fall allerdings ohne die Heiden.

Ohne daß ich wollte, hatte ich den Christen meinen kleinen Finger gegeben . . . Bald hieß es: „Morgen wollen wir zum Landeplatz nach Revoqan gehen und um Regen beten. Die Heiden werden mitkommen.“

Da konnte ich ja nur noch gute Miene zum bösen Spiel machen. Immerhin erreichte ich, daß die Prozession in der Kirche beginnen sollte, daß man entschlossen war, auf dem Weg den Rosenkranz zu beten und daß ein Mann das schwere Vortragskreuz vorantragen würde. Am Landeplatz würden wir Messe halten.

Die in den Feldern arbeitenden Leute sahen bald das Trüpplein der Chihpener ‚Aufrechten‘, etwa 40 Frauen, im Laufschrift gegen Revoqan ziehen. Voran schritt der Kreuzträger. Die Frauen trugen die Festtagstracht, Glöckchen am Rücken und Blumen auf dem Kopf. Die Männer pedalten gemütlich hinter der Herde ihrer Frauen daher. Ich war der einzige Mann, der mitlief. Auf dem Kopf trug ich – wie es sich gehörte – ein Blumengewinde, um die Lenden die Schellen.

Am prähistorischen Landeplatz rüsteten wir uns unter einem kühlenden Baum zur Messe. Ich zählte gut dreißig Christen. Dann kamen noch ebenso viele Heiden zu uns herüber. Ich hielt auf Japanisch eine Einleitungsansprache und versuchte eine einfache Theologie unserer Bittprozession aufzureißen: Alle Menschen sind Kinder des AMA NA ITAS, des Vaters im Himmel. Es gibt nur einen KAITASAN = Himmel. Wir hoffen, daß eure Vorfahren auch dort sind. Wir bitten heute die Ahnen, für uns beim Allerhöchsten um Regen zu bitten.

Nach der Wandlung sah ich etwa acht alte PURINGAU-Priesterinnen die Steintreppe zum Erinnerungsstein hinaufklettern. Ich wußte, daß sie jetzt Wasser spritzen und Betelnüsse zerschneiden würden. Aber niemand nahm von ihnen Notiz.

Nach der Messe ließ ich die Leute in Zweierkolonne die Treppe hinaufsteigen und zum Gedenken der Ahnen und um deren Fürbitte bei Gott zu erlangen, Weihwasser spritzen. Heiden und Christen folgten mir.

Unterdessen war es Zeit für die Tänze, für das Mittagessen und für eine ordentliche Ration Schnaps geworden. Das ganze Dorf war ein Leib und eine Seele. Keine Spur von einem Unterschied zwischen Christen und Heiden.

Hatte ich richtig gehandelt? – Adaptation scheint sich mir in vier Schritten zu vollziehen. Am besten läßt sich dies am Beispiel des Gottesbegriffs in der japanischen Missionsgeschichte illustrieren.

Franz Xaver wagte nicht, das japanische Wort KAMI zu benützen, weil alles in der Natur KAMI (göttlich) sein konnte. Er brauchte darum das lateinische Wort DEUS (1). Bis vor zwei Jahrzehnten brauchten die japanischen Christen noch das chinesische Lehnwort TENSU = Himmelsherr. Unterdessen war durch den Einfluß des Christentums eine allmähliche Reinigung des japanischen Gottesbegriffs erfolgt (2), so daß vor etwa zwei Jahrzehnten die Kirche das Wort KAMI übernehmen konnte (3). Damit wird der Gottesbegriff in Japan erst recht purgiert und wird schließlich Träger des christlichen Inhalts werden (4).

Das größte Problem in der Assimilation ist wohl der rechte Zeitpunkt. Der Ritenstreit in China zeigt, wie schwerfällig die Kirche in der Adaptationsfrage vorantappt. Wenn sie erst heute sporadisch den Gebrauch der Weihrauchstäbchen einführt, ist das reichlich spät. Wenn einige Kreise versuchen, am Chinesischen Neujahr die Ahnenverehrung einzuführen, hinken sie erst recht hinten-

drein, kümmert sich doch niemand im taiwanesischen Volk darum. Dafür ist das mit genuin christlich-eschatologischem Gedankengut geradezu geladene Chinesische Neujahr von uns Christen überhaupt noch kaum angezapft worden.

Die Regenprozession nach Revoqan lehrte mich zwei Dinge: Einmal überwiegt bei einem echten Volksbrauch das Bedürfnis am Fest, am Tanz, am Zusammensein bei weitem das religiöse Anliegen. Zum zweiten glaube ich, hätten wir diese Anpassung weit besser schon vor gut zehn Jahren durchgeführt, als noch viel mehr Puyuma zur Kirche kamen.

Der Ballast der eigenen reichen Tradition scheint uns oft geradezu zu erdrücken. Ist es vielleicht darum, daß wir bei Fragen der Adaptation so leicht zu spät kommen?“

Dr. Walter Heim, Immensee SZ

Buchbesprechung

H. Rossi, DIE KIRCHE ALS PERSONALE GEMEINSCHAFT. Der kommunitäre Charakter der Kirche nach den Dokumenten und Akten des Zweiten Vatikanischen Konzils (Grenzfragen Theologie und Philosophie, Band 25), Kt. X, 173 S. DM 40,-, Hanstein-Köln.

Diese leicht lesbare und über weite Partien spannend wirkende Diss. der Universität Navarra bringt in allen psychologischen und soziologischen Diskussionen auf Grund des 2. Vatikanums wieder einmal zum Bewußtsein, „daß sich die Kirche der philosophischen und soziologischen Betrachtungsweise im Eigentlichen entzieht (10). Die Kirche wurde vom Konzil als in Gott gründendes „Mysterion“ erkannt, das für die Welt Sakrament des Heiles ist. Kirche verwirklicht sich in der „Koinonia“ mit Gott und den Brüdern. Der Vorrang im Tun der Kirche gebührt der Anbetung „weil nur die Anbetung dem Mysterium gerecht wird“ (160). Es ist erfrischend, wie hier wieder einmal das Wesen und die Bedeutung der Anbetung herausgearbeitet wurden! Die Vertikale hat den Vorrang in der Kirche. „Zur Vertikalen tritt als gnadenhafte Zugabe die Horizontale“ (160). Natürlich kommt die fundamentale Bedeutung der Liturgie, insbesondere der Eucharistie, für die „Koinonia“ der Kirche in diesem Buch gebührend zum Ausdruck, wie etwa in diesem zusammenfassenden Satz: „Die Kirche als Gemeinschaft entsteht und wächst durch die Eucharistie, in der uns der Zugang zur Dreifaltigkeit geschenkt wird. Hier ist der Ursprung der echten evangelischen Bruderschaft“ (82). Besondere Beachtung verdienen auch die Darlegungen über „Ehe und Familie als Hauskirche“ (bes. 132–134). Das erfrischende Buch bietet in vielem einen neuen Zugang zum Konzil und seinen grundlegenden Aussagen.

W. Heim